Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 1

Artikel: Impressionen aus Israel
Autor: Werren, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079729

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Impressionen aus

Von Martin Werren

Einige Wochen nach dem Sechs-Tage-Krieg. An einem heißen Sommertag stieg ich in den großen Silbervogel der El-Al, der israelischen Fluggesellschaft, um in dreieinhalb Stunden von Zürich nach dem 2860 Kilometer entfernten Tel Aviv zu fliegen. Die Boeing mit ihrem silberglänzenden David-Stern an der blauen Schwanzflosse hob sich vom Boden und verließ in einer eleganten Kurve Kloten, um auf 10 000 Meter Höhe über unsere Schneeberge nach Süden zu fliegen.

Israel, hier hatte ich letztes Jahr zweieinhalb Monate mit einer Schweizer Gruppe des «Experiment in International Living» verbracht. Wir hatten das Land kreuz und quer bereist. Ich hatte auch einige Wochen in einem Kibbuz gearbeitet und gute Freunde gewonnen. Durch regen Briefwechsel blieb ich mit ihnen verbunden, und ich habe am Krieg im Juni von Europa aus besonders brennend Anteil genommen. Wie werde ich dieses Land nun wieder antreffen, dieses Israel, halb so groß wie die Schweiz mit vielen Wüstenstrichen und mit einer Bevölkerung von 2,5 Millionen Einwohnern?

Ein gewöhnlicher Tag im Kibbuz

Gleichmäßig brummten die Düsenmotoren. Ich dachte zurück an die Kameradschaft und an die harte Arbeit im Kibbuz Magal. Ich erreichte ihn von Jerusalem aus in einer Fahrt von 95 Kilometern in der fruchtbaren Sharon-Ebene über Ramla, Rlod und Hadera, in dessen Nähe er liegt. Er war vor dreizehn Jahren gegründet worden. Als militärische Anlage nur hundert Meter von der (bisherigen) jordanischen Grenze errichtet, zählte er nun 98 Einwohner, die eine Landfläche von 360 Hektaren bebauen. Von den achtzehn Häusern waren fünf Baracken für unverheiratete Erwachsene. Für die 18 Familien bestanden schmucke Zweizimmer-Wohnungen mit Schlaf-, Wohnraum und Kochnische. Den 25 Kindern standen ein spezielles Wohnhaus und ein Kindergarten zur Verfügung. Alle Kibbuz-Bewohner assen gemeinsam.

Um 3 Uhr 40 in der Frühe klopfte jeweilen die Wache an unsere Barakkentüre. Durchs Fenster sahen wir noch das Funkeln der Sterne am Morgenhimmel. Rasch zogen wir uns an und begaben uns zur Morgentoilette. Dann spazierten wir zum Eß-Saal. Schnell trank ich eine Tasse Kaffee, aß ein Butterbrot, und fünf Minuten später ging ich hinaus zum Traktor, der uns zur Bananen-Plantage führte.

Dort ging ich mit einem Israeli aufs Feld. Von jeder Staude schnitt er eine Traube mit etwa vierzig Kilo Bananen ab. Ich hatte das Vergnügen, diese auf dem Rücken zum Fahrweg zu bringen. Der Bananen-Chef erklärte in sprudelndem Englisch: «Heute müssen 600 Bananentrauben herausgeschnitten werden.»

5 Uhr. Im Osten wird über den Schatten der sanft gewölbten Berge von Samaria ein heller Streifen am Himmel sichtbar. Der junge Tag im Heiligen Land erwacht. Die Sonne steigt zu ihrer Bahn empor. Die Konturen der Landschaft werden deutlicher, bald ist es taghell. Sonnenaufgang und Untergang sind hier im Süden bedeutend kürzer als bei uns. Munter arbeiten wir weiter.

7 Uhr. Schon 210 Bananentrauben liegen am Fahrweg. Zwischenhinein esse ich etwa eine der Früchte. Ganze Trauben liegen in der Plantage herum und verfaulen, da der Streik im Hafen von Haifa den Abtransport blockierte.

8 Uhr. Wir fahren zum reichhaltigen Morgenessen in der Kantine: Tomaten, Gurken, Radieschen, Butter, Eier und Brot, dazu Tee.

9 Uhr. Zurück auf dem Feld. Wir streuen den Bananenstauden Dünger. Später verladen wir die Trauben, die mit einem Sack sorgfältig vor der Sonne geschützt werden. Die Ladebrücke des Lastwagens ist mit Schaumgummi-Matten gegen Erschütterungen ausgepolstert. Nun geht die Arbeit in der Plantage weiter – merklich langsamer als am frühen Morgen, da der heiße trockene Wüstenwind aus dem Osten, aus Jordanien, das Thermometer auf 34 Grad am Schatten steigen läßt.

11 Uhr. Wir werden mit dem Traktor abgeholt. Unsere Arbeit ist für heute zu Ende. Im Kibbuz reinigen wir die Bude und erfrischen uns danach mit einer Brause.

12 Uhr 30. Wir treffen uns zum Mittagessen. Nachher holen wir die Post. Dann wird gewöhnlich etwas geschlafen. Da morgen Sabbat ist, lege ich mich heute nicht hin. Ich schreibe Briefe und lese die deutschsprachige Zeitung in Israel, die «Jedioth Chadashoth». Schlagzeilen: Keine Rückkehr der Israel-Flüchtlinge – Syrien klagt wieder beim Sicherheitsrat – Ein Teilnehmer an dreißig Terrorakten gegen Israel in Damaskus ermordet. Wer ist schuld?

Beim Kaffee mit jungen Israeli sprechen wir über Armeefragen.

19 Uhr 15. In der Kibbuz-Verwaltung wird die Arbeit des nächsten Tages besprochen. Am Sabbat hat nur ein Mädchen in der Küche zu helfen.

Abendessen. Da um 18 Uhr der Sabbat begonnen hat, sind die Tische mit weißen Tischtüchern festlich geschmückt und das Essen beginnt mit einem Glas kühlen Karmel-Wein. Alle wünschen einander einen friedlichen Sabbat: «Sabbat-Shalom!»

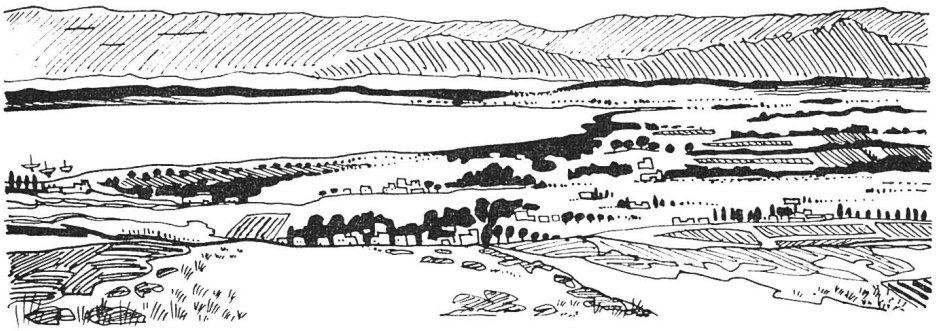
Am Abend spielen wir Domino und trinken Kaffee. Ein kurzer Spaziergang führt mich noch zu einem Aussichtspunkt beim Kibbuz. Ruhige Stille liegt über den Äckern. Ich gehe zurück in die Baracke, wo die meisten schon schlafen.

Die ständige Bedrohung

In der Moshava-Magdal, dem Geburtsort von Maria, am See Genezareth, erntete ich Gladiolen-Zwiebeln auf einem Feld. Gegen 16 Uhr wollte ich mit David, einem jungen Israeli, nach getaner Arbeit im See baden. Eine große Stille lag über dem Jordan-Tal.

Plötzlich zerrissen zwei Gewehrsalven diesen Frieden. Mein Begleiter, David, erklärte mir, das seien wohl ein paar Schüsse «von einer militärischen Übung» gewesen. Als Sabra – dieser Name eines außen stacheligen, innen süßen Kaktus' dient als Bezeichnung für die in Israel geborenen

Israel



Beim See Genezareth, Blick auf die Banjias.

jungen Leute – ist er an solche Zwischenfälle gewöhnt. Mir ließ aber seine Antwort keine Ruhe.

Richtig, wie wir nach Hause kamen, herrschte eine große Aufregung. Wir fuhren mit unserer Susita, dem israelischen Auto aus Kunststoff, zum Kibbuz Almagor.

Was war geschehen? Hier bei der Mündung des Jordans in den See Genezareth (Bild oben rechts) hatten zwei israelische Landwirte Bäume bewässert. Syrische Grenzsoldaten hatten sie mit ihren Maschinengewehren getötet.

Etwa eine Stunde nach dem Zwischenfall stand ich da und blickte auf die Grenze zum Jordan hinunter: Zertretenes Gras, ein Blutflecken an einem der Obstbäume. Von der syrischen Seite beobachteten uns zwei Grenzsoldaten mit Feldstechern. Da wir von israelischen Soldaten eskortiert waren, gaben sie sich friedlich. Der Zwischenfall war vorbei.

Warum dieses sinnlose Morden an Israels Grenzen? Schon bei der Ankunft in Haifa hatte uns der Leiter des Jugendzentrums Beth Ruthenberg auf dem Karmel gewarnt: «Der Staat Israel ist wie eine Insel. Leider können wir noch achtzehn Jahre nach seiner Gründung keinen Kontakt mit unseren Nachbarstaaten pflegen, da es unser Land für die Araber nicht gibt. Der Libanon wäre der zweite arabische Staat, der mit uns Frieden schließen würde – aber wer ist der erste? Also, wenn ihr durch das Land reist, vergeßt nicht: Die Grenzen sind gefährlich!»

Während den zweieinhalb Monaten meines Israel-Aufenthaltes ereigneten sich 18 Zwischenfälle mit fünf Toten und fünf Verletzten. Eine traurige Bilanz! Aber niemand glaubte, daß so bald ein Krieg, ein drittes Waffenringen mit der arabischen Welt ausbrechen würde.

Mein Interesse für Israel

war 1962 erwacht. Als 23jähriger Lehrer unternahm ich eine mehrwöchige Reise nach Skandinavien. Immer wieder, in Lahti, Helsinki, Kopenhagen, war gleichzeitig gerade Ben Gurion auf Staatsbesuch und die israelische Flagge wehte neben der finnischen und der dänischen.

An einem Abend saß ich im berühmten Kaffee Lido Corner in Kopenhagen. Am Nebentisch hörte ich, wie zwei syrische Offiziere einem Israeli gegnüber die Existenzberechtigung Israels verneinten. Ich mischte mich ein und half dem Israeli in der Diskussion. Die Syrer wurden wütend, unsere Gesichter immer röter. Schließlich hat uns der Wirt hinausgeschmissen.

Mit Abraham – so heißt der Israeli – habe ich mich daraufhin befreundet. Wir lernten zusammen eine Dänin kennen, die nun seine Frau ist. Sie ist Christin geblieben und erzieht auch die Kinder im christlichen Glauben. Ihre israelischen Verwandten sind sehr nett mit ihr. Aber sie konnte nicht israelische Staatsbürgerin werden. Das ist noch ein ungelöstes Problem im neuen Staat.

Abrahams Vater stammt aus der Türkei, die Mutter aus Aserbeidschan. Sie sind 1948 aus Bagdad nach Israel geflohen. Abrahams Bruder hat am Krieg teilgenommen. Er selber war zufällig gerade auf einer Europareise.

Verschiedentlich haben mich auch Israeli in Hinterkappelen besucht. Ein Bankier aus Tel Aviv interessierte sich sehr für das Funktionieren unserer Demokratie. Zwischen den beiden Staaten besteht ja auch eine gewisse Ähnlichkeit in der demokratischen Lebensauffassung und im Milizsystem. Unser Föderalismus erscheint den Israeli hingegen als nicht übertragbar auf ihr Land. Die jüdische Bevölkerung ist zu gleichartig, die Zahl der Araber, die seit 1948 zu Israel gehören, zu klein und der Lebensstandard derjenigen, die jetzt neu hinzugekommen sind, zu verschieden von dem der Mehrheit.

Gespräch im Cockpit

Der Silbervogel flog in Richtung Athen. Ich fragte die Stewardess, ob ich zu einer Besichtigung ins Cockpit gehen dürfe. Die automatische Steuerung war eingeschaltet, und so fanden die Piloten Zeit zu einem Gespräch.

Während der Kriegstage hatten zwei von ihnen in einer Mirage-Staffel Einsätze auf arabische Flugplätze im Sinai-Gebiet und in Jordanien geflogen. Die Stewardess brachte uns Kaffee in einem Kartonbecher. Der eine Pilot erzählte:

«Wir waren mit unseren Mirages fast pausenlos im Einsatz. Nach den sechs Tagen waren wir überrascht, wie stark wir uns wieder umstellen mußten, um unsere zivile Boeing wieder sicher fliegen zu können. Einen ganzen Tag übten wir mit den Verkehrsmaschinen das Landen und Starten, bevor wir wieder im zivilen Verkehr zum Einsatz kamen.

Glauben Sie mir, während ihr in Europa und Übersee unseren Sieg gefeiert habt, war es uns nach dem Krieg nicht zum Feiern. Wir wären froh, wenn wir endlich mit unseren Nachbarn im Frieden leben könnten . . .»

Ein herrlicher, kurzer Sonnenuntergang verwandelte den Tag in die Nacht. Noch ein dunkelroter Streifen leuchtete im Westen. Dann versank die Sonne im Mittelmeer, und es wurde Nacht.

Erste Eindrücke

Unter uns erstrahlte ein Lichtmeer. Wir überflogen Tel Aviv, ungefähr so groß wie Zürich. Wie ein Symbol der Zukunft grüßte aus dieser «Stadt des Frühlings», des «Anfangs» der hellerleuchtete 140 Meter hohe Shalom-Turm, der Turm des Friedens.

Vom Krieg sah ich auf der Fahrt

Impressionen aus Israel

zum Meerbad Nathania nichts, und hier beherrschten die Touristen das Straßenbild. Am nächsten Morgen bestätigte man mir: bloß ein Dach war durch eine Bombe leicht beschädigt.

Aber: Die wenigen öffentlichen Busse waren meist überfüllt. Die Gesellschaften hatten vor dem Blitzkrieg ihre Transportmittel dem Militär zur Verfügung stellen müssen, jetzt brauchte sie die Armee weiter für ihre Verbindungen, da die Fläche der besetzten Gebiete dreimal jene Israels ausmacht. Anderseits waren viele Jeeps, russische und tschechische Lastwagen anzutreffen: aus der Kriegsbeute.

Haifa. Die Gattin eines Direktors, die je halbtags Sekretärin im Jugendzentrum ist und den Haushalt besorgt: «Im Krieg blieben in Verwaltung und Industrie ein ‚Skelett' der Leitung und Frauen zurück. Ältere Schülerinnen und Schüler arbeiteten in Super-Markets und Fabriken, vereidigte ältere Herren als Polizisten. Nicht eingezogene Privatautos nahmen an den Bus-Stationen die Passagiere mit. Die Stadt wurde plötzlich zu einer großen Familie. Die Fenster mußten verklebt werden – nachts war das sonst so helle Haifa ein gespenstischer schwarzer Flecken.»

Im Bus erzählte mir ein älterer Jude, der nach dem Zweiten Weltkrieg von Polen eingewandert war, sein Sohn sei beim Vormarsch in den Grenzbergen Syriens, den Banjias, gefallen. Bitter bemerkte er, in Polen seien seine Eltern durch die Nazi umgebracht worden, und hier könne sein Volk wieder nicht im Frieden leben.

Rotes Kreuz. Gefangenenaustausch mit Balair-Maschine. Ich sah ersten Abflug nach Kairo seit 19 Jahren.

Wie sie den Krieg erlebten

Die Kriegswoche forderte von Israel fast 800 Tote. In vielen Familien ist Trauer eingezogen. So patriotisch die Israeli sind, sie nehmen den Tod eines Menschen noch schwerer als wir.

Der junge Yehuda, den ich schon letztes Jahr in Haifa getroffen hatte, ist als Fallschirmabspringer an der syrischen Front gewesen. Schon bei der Begrüßung merkte ich: er ist durch seine Erlebnisse viel ernster geworden.

Zu Beginn der Feindseligkeiten hatte er Glück gehabt. Er mußte mit einem Auto nach Akko fahren. Plötzlich bemerkte sein Begleiter, daß ihnen ein Flugzeug folgte. Richtig, es war keine israelische Maschine. Also, raus – aus dem fahrenden Auto. Schon kam der Flieger im Tiefflug, eine Bombe vernichtete den Wagen vollständig. Das syrische Flugzeug wurde später in Galiläa abgeschossen.

Gegen Ende der Woche mußte Yehuda syrische Festungen an der Ost-Flanke des Jordan-Tales stürmen, in den Banjias, die vor bald dreitausend Jahren vom Stamm Dan besiedelt worden waren. Von hier aus war immer wieder auf israelische Plantagen geschossen worden. Ein dreifacher Festungsgürtel – eine Linie in der Hangmitte, eine an der Kante, wo der Hang in das syrische Plateau übergeht, und eine dazwischen – in sechzehn Jahren stärker ausgebaut als seinerzeit die Maginot-Linie in Frankreich, offenbar mit sowjetischer Hilfe.

Ein Offizier in Tel Aviv: «Als wir dieses Festungswerk sahen, erschien es uns wie ein Wunder, daß wir es in nur eineinhalb Tagen gestürmt hatten. Aus diesen Beton-Bunkern wäre die israelische Armee sogar mit Atom-Bomben kaum zu vertreiben gewesen.»

Um die Centurion-Tanks an die Festungen heranzuführen, hatten die Israeli unter feindlichem Beschuß von Süden, am zerschossenen Kibbuz Gadot vorbei, und von Norden her Straßen hinter die feindlichen Linien gebaut. Es gab zahlreiche Opfer. In den Festungskammern, die einzeln genommen werden mußten, hätten sich die Soldaten – zum Teil angeblich an die Geschütze gekettet – wie die Teufel gewehrt, als der Feind heranstürmte.

Yehuda war als Fallschirmjäger mit Helikoptern hinter die syrische Front gebracht worden. Sie rauchten noch eine Zigarette. Dann ging es los. Ein

Nord-Galiläer, meist aus Persien eingewandert, auf Reise.

Freund, der soeben noch mit ihm geplaudert hatte, lag getroffen neben ihm. Das Blut quoll aus dem Mund, und Yehuda hatte die traurige Pflicht, vom Toten die Erkennungsmarke und die Munition zu behändigen.

In einem Bunker fanden sie einen russischen Instruktor. Der weigerte sich, den Israeli das Radar-System der Festung zu erklären. Ein herbeigerufener Spezialist aus Tel Aviv kam dem System innert vier Stunden auf den Sprung. Nun brach es zum Erstaunen der Israeli fluchend aus dem Russen heraus: «Zwei Jahre lang habe ich dieses System hier erklärt. Ihr wißt in vier Stunden, wie es zu handhaben ist. Die Araber können es heute noch nicht!»

Am meisten beschäftigte Yehuda: Er hatte plötzlich auf Menschen schießen müssen, die nun seine Feinde waren, obwohl sie ihm nichts zuleide getan hatten. Er schoß, sonst hätten sie geschossen. Sie schrien tödlich getroffen auf und sanken zu Boden. Hatte er auch nur seine Pflicht getan, diese Erlebnisse kann er nicht mehr vergessen.

Er erklärte: «Glaube mir, wir haben diesen Krieg nicht gewollt. Unser stehendes Heer hat ja nur 30 000 Soldaten. Nun waren wir plötzlich 300 000. Alle diese Männer und Frauen kamen nicht als Eroberer. Sie wurden aus dem Zivilleben gerissen, um ihre Pflicht zu tun, damit unser Land nicht zerstört und wir nicht getötet würden. Warum können uns die Araber nicht in Ruhe lassen?»

Eine Mutter erklärte mir: «Mein

Sohn kam heil zurück. Aber er hat zuerst nur so ins Wohnzimmer hinein geschaut. Mit stillen Augen betrachtete er unsere Wohnung. Er war nicht fähig, ein Wort zu sprechen. Mein Bub braucht Zeit, um das Schreckliche etwas zu vergessen.»

Später konnte ich selber in die Banjias fahren. Abgesperrte Minenfelder, Schützengräben mit ausgebrannten Tanks, gepanzerte Mehrzweck-Fahrzeuge russischer Herkunft bildeten neben einem zerstörten Flab-Geschütz schweizerischer Konstruktion (54er Kanone) ein trauriges Bild. Munition lag noch in Mengen herum. Eben hatte sich hier noch ein israelischer Soldat, der seinen Eltern eine Handgranate zeigen wollte, schwer verletzt.

Wir fahren weiter: menschenleere Bauerndörfer links und rechts der Straße wegen Seuchengefahr abgesperrt, von Zeit zu Zeit zerstörte und ausgebrannte Tanks, Last- und Personenwagen.

Kurz vor Kuneitra, der größten Ortschaft der Banjias, die syrische Armee-Basis, auf der nun die israelische Flagge weht. Gegenüber ein großer Parkplatz mit unversehrten syrischen Fahrzeugen. Auf Lastwagen osteuropäischer Herkunft die Inschrift «Gas». Das erinnerte an den Einsatz von Giftgas durch Ägypten in Jemen, wozu es hier aber nicht kam.

Nur die Drusen, die ja mit Israel keine Feindschaft haben, sind im eroberten Gebiet zurückgeblieben. Einige sehen wir auf der weiteren Fahrt, wie sie Pfirsiche, Birnen und Aprikosen verkaufen.

Von den Quellflüssen des Jordans entspringt einer in Syrien. An Kriegs-Wracks vorbei zu diesen Banjias-Quellen. Hier hat eine große Schlacht stattgefunden. Das Dorf mit dem berühmten Kasino, wo man im Speisesaal das Jordan-Wasser rauschen hörte, ist ein einziger Trümmerhaufen. Ebenso ein Dorf südlich von Kuneitra. Streunende Hunde und Katzen, ein paar Hühner. Auf den Kornfeldern bringen israelische Landwirte die Ernte ein.

Das vereinigte Jerusalem

Ein gewaltiges Erlebnis, Jerusalem vereinigt. Die Schranken beim Mandelbaum-Tor sind weggeräumt, der Verkehr pulsiert ungehindert zwischen der früher abgesperrten, ärmlichen arabischen Altstadt und der modernen, großzügigen israelischen Neustadt. Neunzehn Jahre Grenzstadt, ein Berlin im Orient, könnte Jerusalem als Einheit wieder Brücke sein zwischen Abendland und Morgenland.

Daß es in dieser – wie ihr Name besagt – «Stadt des Friedens», deren arabische Bewohner so mit Propaganda verhetzt waren, nicht zu einem Aufstand kam, empfindet man in Israel wie ein Wunder. Der arabische Stadtteil wird von Touristen fast überschwemmt. In den Souks reges Leben. Vor der Klagemauer ein ewiger Pilgerstrom, Araber bieten Getränke und Souvenirs, sogar Bilder vom Verteidigungsminister Dayan feil.

Beim Zions-Berg Verwüstungen. In der israelischen Neustadt fast alles unversehrt. Die jordanische Artillerie, welche in Jerusalem das Feuer eröffnet hatte, schoß meistens über das Ziel hinaus, weil die Neustadt von ihrer Seite her gesehen jenseits der erhöhten Stadtmitte am Hinterhang liegt.

Wenn die zurückgebliebenen Araber mit orientalischer Gelassenheit die Lage hinnahmen, so konnten sie doch trotz den guten Geschäften mit den Ausländern bei einem Kaffee plötzlich erklären: «I hate Israel!» Einen Grund konnten sie nicht angeben. Ein gebildeter Araber hatte für eine sömmerliche Schiffsreise ab Beirut gebucht. Er erklärte mir: «Jetzt kann ich nicht mehr dorthin fahren. Gewiß könnte ich von Israel aus eine Seereise unternehmen, aber bei Allah und meiner Ehre, ich würde nie in dieses von den Juden gestohlene Gebiet von Palästina reisen. Ich hasse Israel.»

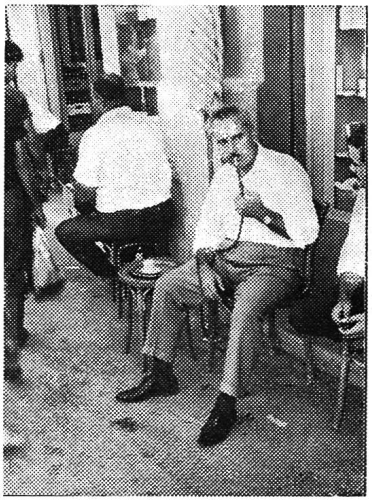
Ein junger Taxifahrer, der später in Kairo studieren wollte: «Nun hat mir Israel einen Strich durch die Rechnung gemacht. Noch schlimmer, ich kann meine Verwandten in Amman nicht mehr besuchen. Warum diese israelische Aggression?»

In besetzten Gebieten

Auch in Cis-Jordanien gute Geschäfte mit den Touristen. Aber trotz freundlichem Gesicht viele Araber in der Ehre gekränkt, daß der Krieg verloren ist. In Ramallah in einem vom Krieg durchlöcherten Taxi. Der Fahrer: «Ich denke nicht daran, die zersplitterten Fensterscheiben zu flicken! Die Touristen sollen nur sehen, wie die Israeli meinen Wagen zerschossen haben!» Auffallend die vielen weißen Fahnen auf den Flachdächern der arabischen Häuser.

In den Straßen um Jerusalem immer wieder Steinhaufen, die anzeigen, wo israelische Soldaten den Tod gefunden hatten. Darauf Blumen, in der Hitze verwelkt. Unter welchem dieser Haufen mochte Noam liegen, mit dem ich im Kibbuz so interessante Gespräche geführt hatte und der nun bei den Kämpfen in Jerusalem gefallen war?

In Gaza saß ich in einer Militär-Kantine mit einem englischen und schwedischen Journalisten, einem israelischen Pressebetreuer und dem Militärgouverneur. Dieser stellte sich wie in Amerika nur mit dem Vornamen vor. Am Gespräch beteiligte sich ein Soldat, der servierte. Israelische



Pfeifenrauchender Araber in Gaza.

Impressionen aus Israel

FHD brachten Büchsenbier. Mir fiel die ungezwungene, freie Atmosphäre auf, die offenbar in dieser so erfolgreichen Armee herrscht.

Anderseits schien in dem 40 Kilometer langen und 10 bis 20 Kilometer breiten Gaza-Streifen die Stimmung am gespanntesten. Nur unter dem Schutz von Soldaten konnte ich es wagen, einen Araber in einem Café zu photographieren. Der Gouverneur erzählte, wie hier beim Einmarsch Araber, welche die Hände hoch hielten, plötzlich Handgranaten geschleudert hätten.

Neben den 200 000 Einheimischen leben etwa 300 000 Flüchtlinge in acht Lagern. Bedrückend das Bild dieser Menschen, die in Pyjamas vor ihren Hütten lagen, um so den Tag zu verbringen. Das Flüchtlingswerk der Uno bezahlte den Unterhalt. Für die Zukunft sah der Gouverneur schwarz. Die Flüchtlinge, die sich in achtzehn Jahren an das Lagerelend ohne Arbeit gewöhnt und abends nicht einmal zum Ausgang in die Stadt hätten gehen dürfen, ließen sich schwer in den Wirtschaftsprozeß eingliedern. Industrie sei ja in Gaza kaum aufzubauen. Wenn man die Flüchtlinge nach Israel verpflanze, würden sie nicht die Sicherheit des Staates bedrohen?

Zurück nach Europa. Bequem sitze ich in der Boeing. Wie soll es weitergehen? Im Volk Israel möchten viele die besetzten Gebiete behalten, um endlich Sicherheit zu haben. Die Führenden, mit denen ich sprach, lehnten das ab: das wäre wirtschaftlich, politisch und militärisch eine zu große Last. Sie waren für einige militärisch notwendige Grenzbereinigungen und allenfalls Militärstützpunkte. Jerusalem als verheißene Stadt der Bibel will keiner mehr herausgeben.

Der Weg zum Frieden mit der Anerkennung Israels durch die Araber wird trotz dem Wunsch der israelischen und der arabischen Bevölkerung schwer zu finden sein. Es begegnen sich hier der Orient, das Morgenland, und der moderne westliche Staat Israel, das Abendland.

Wie geben wir unsern Kindern

Von Dr. Hans Peter Jaeger

n mir selber und an andern sind mir in letzter Zeit die Augen für zwei erzieherische Fehlhaltungen immer mehr aufgegangen. Die eine Haltung heißt «Idealisierung», die andere «Enttäuschung». Beide haben einen engen Zusammenhang. Denn gerade dann werden wir ent-täuscht, wenn wir im Idealisieren einer Täuschung anheimgefallen sind. Gerade dann rennen wir in neue Idealisierungen hinein, wenn wir dem Unbehagen des Enttäuschtseins entfliehen möchten.

Aussagen des Idealisierens: Mein Sohn hat noch nie gelogen – Im Grunde genommen ist er nur gut – Er hätte einen so reinen Charakter, wenn er nicht beeinflußt würde . . . (Nur schon die Kenntnis des eigenen Herzens sollte uns vor solchen Fehlurteilen bewahren!) Aussagen der Enttäuschung (etwa bei einer Nichtpromotion): Wir sind aufs tiefste bestürzt – Ich kann es kaum fassen – Wir können seit Tagen nicht mehr recht schlafen!

Woher kommt das alles? Woher dieser zutiefst flackernde Familienstolz, dieses unheimliche Wohlgefallen an den eigenen Kindern? Woher andererseits dieses bittere Leid, wenn etwas nicht ganz programmgemäß verläuft? Woher kommt es, daß dabei so etwas wie eine Welt unterzugehen scheint? – Daher, daß die zwar positive und schöpfungsgemäße Bindung zwischen Eltern und Kindern sehr oft zu einer der tiefsten Verfallenheiten – hin und her – wird. Und dies daher, daß die gegenseitige Zusammengehörigkeit, die Angehörigkeit und Gehörigkeit nicht richtig empfunden und vollzogen, nicht richtig erkannt und gestaltet wird.

Wem gehören unsere Kinder?

Besser fragen wir zunächst: *Wie* gehören sie uns? Sie «gehören» uns nicht, wie uns ein Regenschirm «gehört» – also nicht im Eigentums-, nicht im Subjekts-Objektsverhältnis, wobei das Subjekt das Objekt nach eigenem Gutdünken zurechtbiegen kann. Jedes Kind ist vom Ursprung her selber Subjekt, mit dem Recht auf seinen ureigenen Weg. Was Leopold von Ranke für die einzelnen Geschichtsepochen in Anspruch genommen hat, gilt letztlich für jedes Menschenkind: Unmittelbar zu Gott! Und letztlich gehört es ja auch ganz und gar ihm. Er hat es bei seinem Namen, das heißt mit seiner einmaligen, unwiederholbaren Wesensart ins Dasein gerufen.

Dies täglich zu bedenken, uns in Erinnerung zu rufen und ins Gebet zu nehmen – «nicht meine, sondern Deine Kinder»; «nicht meine, sondern Deine Pläne mit ihnen!» – scheint mir für eine wahrhaftige und damit befreiende und fruchtbare erzieherische Grundhaltung von größter Bedeutung zu sein. Freilich können sich wohl nur die echt (und damit wahrhaftig) in diese Grundhaltung hineinfinden, die sich selber als Gott-gehörig betrachten und die alle Konsequenzen daraus zu ziehen bereit sind. Wir können unsere Kinder wohl nur gerade so weit Gott anheimstellen, wie weit wir ihm selber gehören wollen. Wo dies aber geschieht (und wie beglückend, wenn beides *ganz* geschieht!), da ist, falls dem Kind etwas gerät, «die Lust am eigenen Fleische» weitgehend gebannt, und ich kann für das Gelingen Gott danken; da ist aber auch, falls dem Kinde etwas mißrät, die